

Unter egyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zittelmann.

(21. Fortsetzung.)

Es waren eine Menge Fremde angekommen und Harald fand im Speisesaal eine voll besetzte Gaststube vor, an deren oberem Ende er auftrat war. Der verkappte Erzherzog, der die Spitze des Tisches neben ihm einnahm, bestellte ihm einen Gruß von Mrs. Summers und gab ihm zu verstehen, daß es wohl artig sein würde, sich nach dem Befinden der Reiseführerinnen zu erkundigen.

„Sie haben gewiß die Damen für mein Ausbleiben reichlich entschuldiget,“ gab Harald zurück, der allerdings ein etwas schlechtes Gewissen hatte, daß er noch nicht in Sheppard's Hotel vorgekommen.

Wildau moß ihn mit einem Blick, der ihm die Klugheit, die ihn von dem Erzherzog trennte, völlig zum Bewußtsein brachte. Gleich darauf entgegnete Wildau indeß anscheinend unbefangen: „Ich reife erst am Montag, Samstag machen wir noch den Ball beim Ahebid, da ich von solchen großen Festen genug hab', aber ich mach's Vergnügen, und da hab' ich ihr eine Einladung verschafft.“

Man sah noch beim Dessert, einzelne Gäste erhoben sich bereits. Da kamen plötzlich zwei Herren, die unter den neuen Anwesenden am unteren Ende der Tafel gesessen, auf Wildau zu und drückten ihm die Hand.

„Ah, Sie auch hier? Wie geht es Ihnen? Haben Sie Ihre Gattin nicht mitgebracht?“ fragte er in österreichischem Dialekt neben Harald.

Wildau erbleichte, stotterte, warf einen erschrockenen Blick auf seinen Tischnachbarn und sprang auf, die zwei Herren, die sein Benehmen offenbar befremdete, in den Salon nöthigend.

Als Harald einige Minuten später dahin folgte, fand er Wildau nicht mehr. Sehr begierig auf seine Erklärung des Vorfalls, stellte er sich den Fremden vor, die ihm darauf ihre vornehmen österreichischen Namen nannten.

„Sie kennen Herrn Wildau?“ fragte Harald dann. „So können Sie vielleicht authentische Auskunft über ihn geben. Wer ist er?“

„Wer er ist? Ein bekannter Jagnarzt aus Wien.“

Harald schweig einen Augenblick und brach darauf in ein unstillbares Gelächter aus.

„Was giebt's denn?“ forschte der eine Desterreicher erstaunt.

„Wissen Sie, wofür er hier gehalten wird, welche Rolle er gespielt hat? Er galt für einen ihrer Erzherzöge. Ich glaube Ernst Ferdinand.“

Nun lachten die Herren auch. „Es giebt gar keinen Erzherzog des Namens“, erwiderten sie. „Ernst Ferdinand Wildau heißt er. Uebrigens ist seine Ähnlichkeit mit dem Habsburger ein verwechseltes worden. Im Theater in Graz hat sich einmal das Publikum erhoben und das Orchester hat Tusch geblasen, weil man den Thronfolger in ihm zu erkennen glaubte.“

„Jahnort!“ rief Harald in äußerstem Erstaunen. „Das hätte ich doch nicht gedacht; er sprach so viel von der österreichischen Aristokratie, daß —“

„Er hat eine große Praxis in derselben“, fielen die Fremden ihm lachend in's Wort. „Gelingen hat er nicht, wenn er sie zu kennen behauptet.“

„Und eine Frau hat er auch?“

„Gewiß, und fünf oder sechs Kinder.“

„Der Schwereidöcher!“ rief Harald ganz aufgeregt.

Wildau's Landsleute ruhten nicht, bis ihnen Später Alles zum Besten gegeben hatte, was er von Jemand zu erzählen mußte. Sie waren höchst erheitert über die Geschichte und sehr gespannt darauf, wie sich der falsche Erzherzog nun benehmen würde.

Doch das zu sehen war ihnen nicht vergönnt. Am nächsten Morgen erfuhren sie, daß Wildau unter dem Vorwand, durch wichtige Nachrichten nach Hause zu gehen, vom vollen Glanz seiner Prinzlichkeit umgeben, abgereist sei. Ein paar flüchtige Entschuldigungszeilen an Fräulein von Umfattel waren seine einzige Hinterlassenschaft neben reichlichen Trinkgeldern und dem Bezaubern der Hotelierschaft, die durch die Anwesenheit des hohen Herrn ihr Haus über alle anderen in Kairo erhoben gefühlt hatte.

Harald war doch gespannt, wie die Umfattel die Nachricht aufnehmen würde. Seine Enttäuschung über den Streich, den sie Wary gespielt, und seine Abneigung gegen sie waren so groß, daß er sich jetzt der Schadenfreude nicht erwehren und das Spiel, das Wildau sich mit ihr zu treiben erlaubt, als eine gerechte Strafe für sie empfand. Obgleich er sich einestand, daß dies niedrig und unedel von ihm sei, die Schadenfreude war da und ließ sich nicht verkennen, und so gestimmt, begab er sich vor dem

Lunch in Sheppard's Hotel, um den Damen seine Aufwartung zu machen.

Mrs. Summers empfing ihn mit freundschaftlicher Gelassenheit und verlor kein Wort darüber, daß er sich nicht eher habe bliden lassen oder daß sie die Reisegefahren vermisse habe. „Und Herr Wildau ist fort?“ fragte sie dann, als gerade Kunigunde eintrat. Diese begrüßte ihn kühl und flüchtig und verrieth durch nichts weder ihre Neugier, noch irgend eine Gemüthsbeugung. Frau Daisy wiederholte ihre Frage. „Haben Sie nicht gehört, was den hohen Herrn so plötzlich fortgetrieben hat? Er war gestern Abend hier und brachte Kuni eine Einladung zum Ball des Ahebid, ohne von seiner Abreise ein Wortchen zu sagen.“

„Es sind Landsleute von ihm angekommen, die ihn kannten“, entgegnete Harald, und plötzlich verging ihm der Muth, die Neugier mitzutheilen. Seine Schadenfreude war dahin. Er schämte sich ihrer. Hatte er sich denn nicht ebenfals täuschen lassen, wie Fräulein von Umfattel? War er nicht derjenige, der, Schein und Wesen verwechselnd, den neuen Bekannten mit Begeisterung gepriesen und den Damen vorgefesselt hatte? Wildau hatte sich niemals selbst als Erzherzog ausgegeben, sondern nur die Rolle, die man ihm übertragen, geschickt gespielt. Wenn seine Ähnlichkeit mit dem Kaiserliche die falsche Zeitungsnachricht veranlaßt hatte, seine vornehme Erscheinung und Persönlichkeit waren es doch, die sie glaubwürdig gemacht. Und wenn Wildau nun Jagnarzt war, so bewies er auf das Schlagendste, daß auch ein solcher in dem Besitz der Vorzüge sein konnte, die ihm, Harald, bisher als unbetrittenes Vorrecht der höchsten Gesellschaftskreise gegolten hatten. Er selbst war also der Blamirte, und wenn Fräulein von Umfattel nicht klüger gewesen war als er, so durfte er ihr doch keinen Vorwurf machen, oder gar Schadenfreude empfinden.

Er gestand sich, daß ihm diesmal wieder in der Schule des Lebens eine heilsame Lektion zu Theil geworden sei, die seinen überkommenen Anschauungen und Vorurtheilen eine klägliche und lächerliche Niederlage bereite.

Die Damen merkten wohl, daß er etwas zu verschweigen wünschte, und bewiesen nun ihre Erziehung. Fräulein von Umfattel, genannt Harald, hielt nun ab durch die vollkommenste Achtung, die sie bewahrte. Sie, die vor Begierde brannte, etwas zu erfahren, drang mit keiner Frage in ihn; sie wollte ihm den Triumph nicht gönnen, ihre Enttäuschung zu sehen. „Da werden wir uns noch einer anderen Begleitung umsehen müssen“, bemerkte sie, zu Daisy gewandt. „Viel leicht findet sich unter Ihren englischen Freunden Jemand, der den Ball besucht. Ich gehe jedenfalls. Nicht umsonst habe ich mir die kostbare Pariser Toilette mitgebracht. Schon in Deutschland habe ich erklärt, ich würde nicht zurückkehren, ohne beim Ahebid gewesen zu sein. Die Einladung ist da — und nun fehlt der Cavalier. Wollen Sie mich nicht begleiten, Herr von Sperber?“

Aber er lehnte höflich ab. Er habe sich gar nicht um eine Einladung bemüht und jetzt sei es zu spät dazu.

Der deutsche General-Konsul werde ihm gewiß auf seinen Wunsch noch zu einer solchen verhelfen, meinte sie.

Doch er entschuldigte sich. Der Zubranga solle sehr groß sein und er nehme Abstand, den General-Konsul im letzten Augenblicke zu bemähen.

So interessant es ihm unter anderen Verhältnissen gewesen wäre, den viceregalen Hof kennen zu lernen, — das Mädchen, das er suchte, raubte ihm den Wunsch, Feste mitzumachen.

„Ja“, bemerkte Mrs. Summers, „achtzigtausend Amerikaner allein sollen um Einladungen gebeten haben, und nur sechzig Karten sind von dem Konsul für sie zur Verfügung gestellt.“

„Dann muß der Oberst von Wangen mit!“ rief die Umfattel.

„Der geht mit mich“, entgegnete Daisy kühl.

Auch nach Mary Salinas fragte sie nun endlich, aber in einem so gleichgültigen Geistesston, daß Harald ihr ziemlich kurz antwortete, worin sie auch zufrieden war. Ihr Interesse für das arme kleine Mädchen, mit dem sie so Schicksalliches durchgemacht, war bereits im Erlöschen. Und als er nun heimging, erschien ihm Mrs. Summers auf ihrer Lebensreise wie die Zuschauerin vor einem Kaleidopskop. Wechselnde Bilder zogen an ihr vorüber, das eine löste das andere ab und verlöschte es. Dieser Eindruck hinterließ ihr keines, und so gelangte sie von Station zu Station, weiter und weiter, und würde einst am Ziele sein, dieselbe, als die sie ausgezogen, Herz und Geist nicht bereichert von dem, was sie unterwegs gesehen, erlebt und gelernt, sondern nur lebend und frantend an dem Bewußtsein, daß mit Jugend und Schönheit auch ihre Anziehungskraft geschwunden. Diese egyptische Reise, die für ihn einen unendlichen Gewinn eine Stufe der Entwidlung, eine zu-

rückgelegte Klasse in der Schule des Lebens bedeutete, an ihr war sie spurlos vorübergegangen. Kaum, daß sie eine flüchtige Erinnerung der Menschen schenkte, die sie begleiteten, den Ereignissen, die sich abspielten.

Am Nachmittag fuhr Harald abermals nach Helwan hinaus. Heute gab es keinen Chamsin, keinen Staub, und der Ort schien nicht so öde und vereinsamt, wenn auch die vielen Bissen, in denen die vornehmen Türken ihre Haremsskamen untergebracht hatten, durch ihre Fensterlosigkeit einen merkwürdig tödlichen Eindruck machten. Nur hinter hohen Mauern durften die von Eunuchen bewachten Frauen Luft schöpfen. Er sah ein paar dieser widerlichen Gesellen in den Thüren stehen, die Equipagen erwarteten, die ihre Gebieter von Kairo heranzuführten. Wie feist und brutal und heuchlerisch sie aussahen!

Diesmal traf Harald den deutschen Baderarzt zu Hause. Wie klopfte ihm ungestüm das Herz, als der ihm freundlich die gewünschte Auskunft gab. Herr Doktor Schmidt sei so schwer leidend von Theben zurückgekehrt, erzählte er, daß von einer Ueberfiedelung nach Helwan habe Abstand genommen und der Kranke im deutschen Diakonissen-Hospital untergebracht werden müssen, wo er die beste Pflege und Behandlung genieße. Er selbst, der Arzt, sei gestern dort gewesen, um sich nach den Geschwistern umzusehen. Leider gehe es dem Doktor so schlecht, daß seine Auflösung nahe bevorstünde.

„Und die Schwester?“ fragte Harald bestürzt.

„Ist bei ihm natürlich. Schon ihr zurückgehen ist ein baldiges Ende zu wünschen, denn an Rettung ist nicht mehr zu denken und das junge Mädchen reißt sich gänzlich ab bei der Pflege, abgesehen von der Anstichtungsgefahr, die ja leider bei der Schwindsucht größer ist, als wir früher gewohnt haben. Sind Sie ein Verwandter oder nur Bekannter der Schwester?“

„Ein Freund“, entgegnete Harald.

„Das freut mich unendlich für Fräulein Erna! So ist doch Jemand da, sich ihrer anzunehmen, ihr beizustehen, wenn das Schlimmste eintritt. Sie hängt so sehr an dem einzigen Bruder, und steht, wie sie mir sagte, so allein auf der Welt, daß der Verlust für sie noch schwerer sein muß, als er es in anderen Fällen sein würde.“

Erna! Wie der Name Harald durchdrang. Er wiederholte ihn sich in Gedanken unablässig; er liebte sie ihn förmlich.

„Sie haben Fräulein — Erna näher kennen gelernt?“ fragte er.

„Als Arzt ihres Bruders freilich habe Sie dazu die beste Gelegenheit gehabt.“

„Gewiß! Und ich vertheile das Fräulein von ganzem Herzen. Eine Heldin ist sie, so zart sie auch erscheint. Mit welcher unermüdbaren Geduld und Ausdauer hat sie den Kranken gepflegt, der ihr oft das Leben recht schwer machte durch seine Mißthimmung, und mit welcher Energie hat sie daneben ihre Arbeit fortgesetzt. So lange es dem Bruder noch leidlich ging, arbeitete sie gemeinsam. Seine ganze Seele hängt an dem Werk, und nun treibt er die Schwester rastlos weiter. Noch gestern hat er mir von Pflanz Hotep gesprochen und Fräulein Erna nöthigt, mir ihre letzten Ueberlegungen vorzulesen. Mit feberhaften Wangen und leuchtenden Augen hörte er zu, während ihr die Stimme fast verlagte. Es war ergreifend.“

„Wie konnte denn der Schwereidöcher noch nach Theben gehen?“ fragte Harald.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Natürlich wäre es besser gewesen, er wäre hier in Ruhe geblieben. Allein seinem leidenschaftlichen Bunsche gegenüber war nichts zu machen. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, die Gräber dort kennen zu lernen — und da er doch verloren war — warum hätte man ihm die Freude verweigern sollen? Sein Leiden hat sich allerdings durch die Strapazen, die er sich auferlegt, außerordentlich schnell verschlimmert, aber er scheint das kaum zu ahnen, spricht von Genesung und allen den Arbeiten, die er plant, und beweist einmal wieder, wie sehr der Geist den Körper zu beherrschen vermag. Es ist schade um den hoffnungsvollen jungen Gelehrten!“

„So weiß er gar nicht, daß er sterben muß?“ fragte Harald.

„Es scheint nicht so, doch hat er seine Schwester verpflichtet, seine Arbeiten, namentlich aber die gemeinsame Uebersezung des Pflanz Hotep, herauszugeben, wenn er nicht mehr dazu im Stande sein sollte. Ich fürchte indeß, das arme Mädchen wird erst an ihre Existenz denken müssen. Ihr kleines Vermögen wird wohl bei diesem egyptischen Aufenthalt drausgegangen sein. Er tam noch mit der Hoffnung her, zu gelangen. Sie aber wußte durch meinen deutschen Kollegen, daß wenig Aussicht auf Rettung sei, und hat trotzdem ohne Zögern Alles geopfert, um den Bruder zu begleiten und ihm die Reise zu ermöglichen, die die Sehnsucht seines Lebens war. Doch das wissen Sie wahrscheinlich ebenso gut wie ich.“

Harald mußte alle Kraft der Selbstbeherrschung aufbieten, um die Bewegung, in der er sich befand, nicht zu verrathen. Alles, was er hörte, bestätigte ihm nur, daß der Instinct seiner Liebe ihn recht gefühlt, und daß, wenn es ihm gelingen sollte,

Erna's Reizung zu gewinnen, er der glücklichsche Sterbliche sein würde. Aber wie konnte er der Schwester eines Sterbenden verboden haben? Mit größter Vorsicht nur durfte er eine Annäherung versuchen.

Als Harald sich verabschiedete, fragte er den Arzt, ob er nicht einen Auftrag an Doktor Schmidt oder dessen Schwester auszurichten habe. Da holte Doktor Seiler eine Zeitung aus der Tasche. Es sei ein Vertrag darin abgedruckt, den der Egyptologe Erna, ihn zu lesen. Er bäte den Herrn von Sperber, ihr das Blatt mit bestem Gruß zu geben.

Während Harald nun Kairo zu fuhr, verfuhr er noch einmal mit ruhiger Besonnenheit, sich den Schritt zu überlegen, den er zu thun vorhatte. Er verkehrte sich nicht, daß Erna's spießbürgerlicher Name, ihre Armut, ihre Verwandtschaft mit einem Lungentranken schwer gegen seine Verbindung mit ihr ins Gewicht fielen. Aber sein Herz glaubte nicht an die Gründe, die sein Verstand gegen seine Wahl anführte. Im Gegentheil, sie verhandeln sich in lauter Beweise, daß nur dieses Mädchen für ihn geschaffen sei. Ihren Namen — nun, sollte sie ja mit dem seinen verwechseln. Ihre Armut? Welche eine Seligkeit für ihn, die Zukunft der Geliebten sorgenfrei gestalten zu können! Der lungentranke Bruder? Im Glück, in guter Pflege würde sie gewiß bleiben — und wenn — was Gott verbüte — auch bei ihr das Leiden sich entwidelte, so war er neben ihr, sie zu lieben bis an's Ende, ihr schweres Loos ihr zu erleichtern, den kurzen Weg mit Rosen zu bestreuen. Doch fort mit so traurigen Gedanken. Die Zukunft lag in Gottes Hand. Für das Jetzt nur wollte er sorgen, Erna's Liebe sich erzeigen. Und wenn er ihr helfend, tröstend nahe sein, ihr beweisen durfte, daß sie in ihm einen Freund besitze, der jeden Tropfen seines Herzbutes für sie hingugeben bereit sei — so mußte es ihm gelingen, das Vorurtheil, das sie gegen ihn hegte, zu überwinden. Dies war für's Erste sein Ziel.

Vom Bahnhof aus fuhr Harald sofort in das in der Neustadt Ismailiya gelegene Diakonissenhaus, wo er Fräulein Schmidt zu sprechen begehrte. Er ließ sagen, er habe eine Bestellung des Arztes aus Helwan auszurichten.

Wie bang pochte ihm das Herz, während er in dem kleinen Spechzimmer wartete. Die Minuten dehnten sich ihm zu Stunden. Endlich öffnete sich die Thür und das blaue, tummerwolle Gesicht des geliebten Mädchens erschien in derselben.

Sie zuckte zurück, als sie ihn erkannte; doch er ließ ihr nicht Zeit, ihrem Bestreben über seinen Besuch irgend welchen Ausdruck zu geben, sondern sagte ihr Hand, die auf dem Drücker lag, und sagte in großer Bewegung: „Ich lasse mich nicht wieder abweisen, wie in Theben, anadies Fräulein! Gott sei Dank, daß ich Sie endlich gefunden habe! Sie haben es mir schwer gemacht!“

„Was — wünschen Sie von mir?“ stammelte sie unsicher hervor.

„Ich kam, weil ich eine Postkarte von Doktor Seidel empfangen sollte. Ich muß zu meinem Bruder zurück.“

„Hier, diese Zeitung sendet Ihnen der Arzt mit bestem Gruß“, entgegnete er, ihr das Blatt reichend. „Ich war zweimal in Helwan, um Sie aufzusuchen, und erfuhr endlich von Doktor Seiler, daß Sie hier zu finden seien.“

Sie blidte ihn an, während er sprach, und es mußte wohl in seinem Antlitz etwas geschrieben stehen, was ihr Mißtrauen entwarfne.

„Was führt Sie denn zu mir?“ fragte sie verlegen.

„Fräulein Erna, Sie wissen es, Sie müssen es wissen!“ rief er, und sein ganzes Herz lag in seiner Stimme. „Irgend etwas hat Sie gegen mich eingenommen. Sagen Sie mir, was es ist, damit ich mich vertheidigen kann.“

„In ihre Wangen flog tiefe Röthe; sie senkte befangen die Augen.“

„Sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!“ drang er in sie. „Sich ich Sie auf der Pyramide kennen gelernt, hat Ihr Bild mich begleitet —“

„Sind Sie nicht der Adjutant und Freund des Erzherzogs?“ unterbrach sie ihn hastig, als wolle sie ihn verhindern, weiter zu sprechen.

„Das waren ja alles Märchen“, erwiderte er. „Es gab weder einen Erzherzog, noch einen Adjutant —“

„Aber Ihr Dragoman sagte doch — und die Damen in Ihrer Gesellschaft — die eine, die schöne, ist Ihre Gemahlin — aber die andere —“

Er lachte jetzt, lachte freudig und herzlich heraus.

„Ich habe keine Gemahlin, wahrhaftig nicht! Mrs. Summers ist eine Reisebekannte, nichts weiter, und Fräulein von Umfattel, wenn Sie die meinen sollten —“

„Die immer mit dem Erzherzog ging — der Dragoman gab an, sie sei — ihre Lippen brachten das Wort nicht hervor.“

„Er verstand. Die orientalische Phantasie hat unsere Gesellschaft mit einem Sogentreis umschloß“, antwortete er heiter. „Wilda, der vermeintliche Erzherzog, ist ein Wiener Zahnarzt, der Frau und fünf Kinder hat. Ich sah im Hotel du Nil neben ihm bei Tische. Wir find sämmtlich ganz unverdächtige Leute, vom Zu-

fall zusammengewürfelt. Und nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage, mit wem Sie eigentlich zu thun haben, mein anadies Fräulein. Sie wissen ja noch nicht einmal meinen Namen.“

„Er reichte ihr seine Karte und sie lächelte, als sie sie las. O, wie lieblich dünkte ihn ihre Miene!“

„Verzeihen Sie mir!“ bat sie. „Ich glaubte Ihrem Dragoman und all dem, was die Leute im Thebener Hotel erzählten. Ihre ganze prinzipale Gesellschaft erschien mir so — so — zweifelhaft, der Lebenskreis, dem Sie angehörten, war so grundverschieden von dem meinen, daß es —“ sie stierte — „daß es mir sehr leid that.“ fügte sie leise hinzu.

„Es hatte ihr leid gethan. So konnte er ihr nicht völlig gleichgültig sein! Sein Herz that einen Freudensturz. Doch er verrieth sich nicht, sondern meinte etwas empfindlich: „Mir thut es leid, daß ich Ihnen nicht etwas mehr Vertrauen eingefloßt hatte.“

„Ich kannte Sie doch so wenig“, gab sie zurück, und ihr Ton bat ihn um Entschuldigung. „Ich mißtraute mir selbst, gerade weil ich —“ wieder brach sie ab, von tiefem Roth übergossen, und sein Herz ergänzte sich die Worte, die es selig schlagen machten. „Vielleicht war es sehr thöricht von mir.“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Mein Bruder behauptet immer, ich sei zu leichtgläubig. Mein Gott, mir fällt es gar nicht ein, daß die Leute mich belügen könnten. Warum sollten sie das thun? Ich sehe gar keinen Grund dazu ein — und da lasse ich mir Märchen aufbinden.“

Die Wahrhaftigkeit und Einfachheit, die aus ihren Worten sprach, verlegte ihn in helle Begeisterung. Ja, das war sie, war die, die er liebte! Sie durfte ihn noch nicht verlassen, mußte ihm noch ein paar Worte gönnen. Und so begann er von ihrem Bruder zu reden, von seiner warmen Theilnahme für ihn und sein schmerzliches Gefühl, und bat sie endlich, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, sich zu erinnern, daß ihn nichts auf der Welt mehr beglücken würde, als wenn sie ihm erlauben wollte, ihr beizustehen.

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

„Sie sind sehr — gut — gegen mich“, entgegnete sie. „Wodurch verdiene ich das?“ Und schnell, als fürchte sie seine Antwort, fuhr sie fort: „Es ist jammervoll, das Liebste, das man hat, so sterben zu sehen.“ Die Bewegung wollte sie überwältigen, doch sie sagte sich schnell und fügte hinzu: „Ich muß ihm eine baldige Erlösung wünschen — und doch ist mir, als könnte ich es nicht tragen, als wäre mit meinem Tode auch für mich Alles zu Ende.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Vortrages.

Bis vor etwa einem halben Jahrhundert konnten selbst von Schriftstellern, Gelehrten, Juristen u. s. w. nur wenige frei und öffentlich sprechen: es gab eben keine Gelegenheit zum Redenhalten und Vortragen, außer dem Rathgeber. Es wurde alles schriftlich vermittelt, man schrieb, man las, aber man sprach nicht. Jetzt ist es umgekehrt, jetzt wird mehr gesprochen und vorgetragen als geschrieben und gelesen. Die Zeit und die Institutionen unserer öffentlichen Lebens drängen wieder immer mehr zur Redekunst hin. Der Glaube an die Stille, aber tiefen Wasser, an den Mann, der es in sich hat, beginnt immer mehr zur Wäpthe zu werden. Man dispensirt namentlich junge Männer sehr ungern von der Forderung, ihre geistigen Schätze auch zu zeigen. Der Mensch gilt heutzutage wenig oder gar nichts in seiner weltlichen Abgeschlossenheit; er soll sich überall an die Mitmenschen anschließen, sie weiter fortbilden helfen. Es soll gemeinschaftlich gehandelt, es soll organisiert werden. Zur That aber führt der Weg nur über das Wort. Das gute, klar durchdachte, mit Wärme gesprochene, wohl vertheidigte und tapfer anerkennende Wort ist es, das sich selbst Bahn bricht und somit die That anbahnt. „Wer das Wort in seiner Gewalt hat“, sagt ein deutscher Schriftsteller, „der beherrscht die Geister.“

Auch an die Frauenwelt tritt mehr und mehr die Nothwendigkeit heran, die Kunst des Vortrages sich anzueignen, nicht allein über Gedanken, sondern auch über den rhetorischen Ausdruck derselben zu verfügen. Was wir unter jener Fertigkeit verstehen, das Sprechen und Vorlesen, das Deklamiren und Vortragen, wird zwar jetzt allmählich in den Schulen dem Lehrplan einverleibt; aber da wir uns nicht an diese, sondern an das Haus und an die weibliche Jugend selbst wenden, müssen wir es als mündigenwerth erklären, daß sie auch später nicht vernachlässigt, sondern in den Muthstunden geübt werde.

Gewiß ist das Vorlesen, wenn auch nur im Familienkreis, angenehm und vorthellhaft. Wie gut ist es für die älteren Familienmitglieder, deren Augen vielleicht, wenigstens am Abend, nicht mehr oder nur mit Anstrengung und schmerzvollen zum Lesen ausreichen, wenn die Tochter, Nichte oder Entelin ihnen vorzulesen verliert; aber wenn dies Schwestern und Freundinnen unter einander abwechselnd thun, und während sie an langen Winterabenden bei der traulichen Lampe oder an schüßlichen Sommermorgentagen in

der schattigen Veranda beisitzen, daneben noch allerlei nützliche und notwendige Handarbeiten vornehmen können, die um so mehr beförderbar werden, wenn dabei kein Moment der Langeweile auskommen kann. Es ist nicht nothwendig, daß mit Pathos, Aufwand von Stimm-Material und bellamatorischem Effekte gelesen werde, im Gegentheil: beim längeren Vorlesen wirkt nichts auf die Zuhörer so abspannend, aufregend und darum unangenehm, wie wenn Jemand mit forcirter Stimme, Affekt und Pathos liest und statt des ruhigen Tones der Erzählung oder Berichterstattung in einen pathetischen oder theatralischen verfällt. Aber gerade darin liegt die Kunst: einfach und natürlich vorzulesen, ohne einseitig und lanauweilig zu werden; verständig und sinnig vorzutragen. Dem Inhalte gemäß und ohne Affektion. Ist's nach der Seite des Sentimentalen Meinerlichen oder nach der empfindlicher Begeisterung und Exaltation.

Die Lesende oder gefelligen Lesefränzchen, sei es, daß sie allein von jungen Mädchen und Damen, denen sie sich vorzüglich zur Übung empfehlen, oder im Vereine mit Herren gehalten werden, sind gewiß ein ebenso angenehmes und anregendes Bildungsmittel Unterhaltungsart und haben dabei noch einen indirekten Nutzen: sie leiten ab von dem faden Geschwätz, das nur zu leicht in solchen Kreisen herrscht und in Ermangelung anderer Thematia sich gern in spöttelnder Weise mit abwesenden Bekannten oder Unbekannten beschäftigt, wahrlich so wenig zu deren Vorteil wie zu dem eigenen. In solchen Kränzchen sieht man gern Theaterstücke mit vertheilten Rollen, was jedenfalls sehr zur Erhöhung des gemeinsamen Genusses beiträgt. Gewöhnlich wählt man dazu die Werke der deutschen Klassiker, in erster Reihe um ihrer unvergänglichen, immer neu wirkenden Schönheit wegen. Auch ist man ja mit den klassischen Gestalten vertraut und weiß sie traditionell aufzufassen, indem man sich in unbekanntere Dichtungen erst einzuleben suchen muß.

Wie oft stehen nicht die klügsten und liebenswürdigsten jungen Damen links und mit niedergeschlagenen Augen da, wenn sie ein Gedicht sprechen sollen. Sie beginnen mit zitternder Stimme, mit stotterndem Odem und sprechen oft so leise, daß kein Mensch ein Wort davon versteht, oder so schnell, daß sich dabei die Worte überhürzen und man den Eindruck hat, als wollten sie nur um jeden Preis zu Ende kommen. Es bedarf auch hier keines geschulten, mit schaupeleierischer Routine gehaltenen Vortrages — aber doch der edlen Form, die jeder an das Gebiet der Kunst streifenden Leistung eigen sein muß, der ausdrucksvollen Sicherheit, die das auch wirklich den anderen vermittelt, was der Dichter geschaffen hat. Man hält der mäßighaften Schüchternheit viel zu gute, aber es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man Jemand zittern sieht und stottern hört; es wirkt sehr oft auch tönlich.

Der Mangel an Gewöhnung aber trägt die Schuld daran. Man übt sich darum nicht allein vor sich selbst im Vorlesen und Deklamiren, sondern auch vor Anderen, man übt sich auch in der freien Rede, im Vortrag. Die Kunst des Vortrages dient aber nicht nur unserm gefelligen Leben zur edelsten Zierde, sondern — und wir kommen damit auf das zurück, wovon wir ausgingen — auch das soziale Leben verlangt heutzutage von der Frauenwelt rhetorische Fertigkeiten.

Sprüche.

Willst Du glücklich sein im Leben, Trage bei zu And'res Glück, Denn die Freude, die wir geben, Wehrt uns's eig'ne Herz zurück.

Was der Mensch der Unschuld gewesen, Kann weder sich aus seiner Kindheit lösen, Verwahrt Dir Gott Deinen Wundertum, So wehrt Du immer, woher? und wohin? Und schaut aus verworrenem Erden-Schmerz Stets trüblichen Wlides himmelwärts.

Nur in der stillen Welle Zeigt sich des Himmels Bild, Sie trübenst nur die Sterne Und rüber glanzvoll.

Doch die in wildem Toben Sich an dem Felten bricht, Strölet tief empur vom Grunde Und kennt das Rätheln nicht.

Als ich noch jung war, Lieb' ich zu sagen, Al' was dem Herzen leid Allen zu sagen; Nun, da ich älter, Sehl' ich die Bein, Schließe den Summer Am Ameriten ein.

Was nicht Du ellend vor der Welt, Sie bleibst Du doch zur Seite! Drum sei ein Mann und sei ein Held, Und stell' Dich ihr zum Streite!

Ein intelligenter Nekrut.

Der Raze von Schonneuß diente in der Infanterie in Ulm. Der Feldwebel hatte Instruktion erteilt über das Benehmen beim Schildwachen. „Wenn jemand kommt, so hat die Schildwache zu rufen dreimal. Wer da? — Erfolgt keine Antwort, so hat die Schildwache Feuer zu geben.“ — Als anderen Abend der Feldwebel sich von der pünktlichen Erfüllung seines Dienstes überzeugen wollte, ging er an die Wache, die obiger Raze besogen hatte, vorbei, und Raze rief mit Aufgebog beider Lungenflügel: „Dreimal wer da?“ Der Feldwebel gab keine Antwort. Sofort zündete Raze ... Zündhölzchen an und überlegte es instruktionsmäßig dem verblüfften Feldwebel.